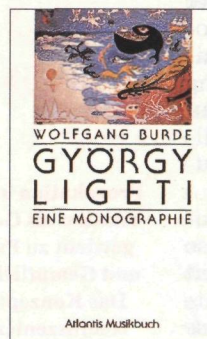


György Ligeti aus größter Nähe: Der Berliner Musikwissenschaftler Wolfgang Burde versucht in seiner zum siebzigsten Geburtstag des ungarischen Komponisten erschienenen Monographie Lebenslauf, Ästhetik und Werkanalysen in Zusammenhang zu bringen. Ein Wagnis; das in der Vermittlung zwischen Biographie und musikalischen Ansichten spannend und sehr überzeugend gelingt, während die analytischen Teile sich eher wie Fremdkörper ausnehmen, weil sie im trocken-sachlichen Stil Partiturnachschreibender Musikwissenschaft gehalten sind – da wünscht man sich dann



immer mal wieder, daß Burde die ästhetischen Überlegungen an ausgewählten Stellen dingfest machen würde. Auch sind die letzten beiden Kapitel etwas dürftig: Die Besprechung des Violinkonzertes ist nicht vollständig, greift nur interessante Einzelaspekte heraus, und das Schlußkapitel über die Oper „Le Grand Macabre“ reduziert sich letztlich auf eine Inhaltsangabe.

Dem stehen die Ausführungen über Biographie und Ästhetik entgegen: Burde hat viel mit Ligeti gesprochen, zitiert viel aus dessen bisher unveröffentlichter hochinteressanter Hamburger Vorlesungsreihe aus dem Jahr 1989. Da teilt sich der ganze Ligeti mit, in seinem Schwung, seiner Neugier, seinem Perfektionismus, seinen immer klar nachvollziehbaren Ideen. Ligetis Verhältnis zu Adorno,

Die unbekannten Stars – zwischen Jazz, Rock und Neuer Musik

Jede Szene hat ihre Randbereiche, die Szene hinter der Szene, in denen sich nicht selten in Opposition zum Mainstream Neues formt, entwirft, schließlich an die Oberfläche kocht; die Gegenbewegungen sterben nicht aus. Musik, gleich welcher Couleur, entsteht auch und – trotz Postmoderne – immer noch durch Auseinandersetzung mit dem Bestehenden. Und die Kreativität setzt dabei neben Zitat-Collagen und Eklektizismus auch Frisches und Neues frei, das über das rein Kombinatorische hinausweist. Andererseits muß der Eklektizismus, mag man Heiner Goebbels glauben, „nicht länger ein Schimpfwort sein, wenn er nicht beliebiges Kombinieren und Selbstbedienung im Supermarkt meint, sondern wenn es sich um ein reflektiertes, mit Zurückhaltung, Geschmack und Geschichtsbewußtsein ausgestattetes Verfahren handelt.“ – An Standpunkten, Richtungen, Stilen mangelt es nicht, im Bereich des sogenannten Mainstream genauso wenig wie im Wirrwarr der Avantgarde-Bewegungen.

Den „einbrechenden Rändern“ zwischen den Stilen, möglichen Schnittpunkten des Aufbruchs, den offenen Formen der improvisierten Musik versucht das Schweizer „Taktlos“-Festival seit 1984 ein Podium zu bieten; das Buch „Die lachenden Außenseiter“ von Patrik Landolt und Ruedi Wyss (Hrsg; Rotpunktverlag, Zürich 1993, 381 S.) versammelt nun Texte aus den Festival-Zeitungen der letzten Jahre. Dabei entsteht ein durchaus buntes und über weite Strecken informatives und anregendes Kaleidoskop aus Portraits, Fotos, Interviews und Reportagen der europäischen und amerikanischen Szene. Und wenn man auch darüber disputieren könnte, ob Altvolutionäre wie Cecil Taylor und Ornette Coleman in einem solchen Rahmen noch einmal vorgestellt werden müssen oder ob ein John Zorn tatsächlich noch zu den innovativen Außenseitern gezählt werden kann, so finden sich doch Beiträge, die Appetit auf mehr machen, dem Interessierten einen Einstieg in die neue Unübersichtlichkeit bieten: wunderbar einfühlsam zum Beispiel Bert Nogliks Portrait über die Bassistin Joelle Leandre –, eine Musikerin, die in Formationen der improvisierten Musik um Barre Phillips und Yves Robert genauso zu finden ist wie in Pierre Boulez' Ensemble InterContemporain, die sich mit Cage befreundete und Giacinto Scelsi eng verbunden war.

Da resumiert Fred Frith den eigenen politischen Standpunkt, rätselt über die Marktauglichkeit seiner Musik („Generell habe ich im Business den Ruf, schwierig zu sein.“), verkündet Heiner Goebbels das Ende jeglichen Personalstils, grübelt Brötzmann über Routiniertes („Ich möchte nicht in zehn Jahren herumsitzen und meinen altgewordenen Kram spielen, um meine Mark zu verdienen“). Warum jedoch Musik hier mitunter dezidiert geschlechtsspezifisch unterschieden wird, warum immer wieder betont von Musikerinnen die Rede ist (schließlich noch die Mini-Szene Schweiz unter diesem Gesichtspunkt auseinanderdividiert wird), bleibt das große Geheimnis der Herausgeber – vor allem angesichts eines Publikums, dem es heute im Traum nicht mehr einfallen würde, die überragende Qualität so unterschiedlicher Musikerinnen wie Diamanda Galas, Robyn Schulkowsky oder Geri Allen ernstlich in Zweifel zu ziehen.

Tilman Urbach

die Faszination, die Conlon Nancarrow und die afrikanische Amadinda-Musik auf ihn ausübten, seine Vision von einer „stehenden Musik, die nur schimmert und irritiert“ – diese und ähnliche Phänomene arbeitet Burde klar heraus, und diese Passagen machen das Buch zu einer packenden, für Ligeti-Fans unverzichtbaren Lektüre, die sich auch als brillante Einführung eignet, als Verführung zu diesem Komponisten.

Reinhard J. Brembeck

Wolfgang Burde, György Ligeti.
Atlantis-Musikbuchverlag, Zürich
1993, 280 S., DM 58,-

Wer in erster Linie ein Buch über Wolfgang Sawallisch erwartet, wird sicher enttäuscht werden. Am ehesten noch erfährt man etwas Persönliches am Ende des Buches, auf den letzten sechs Seiten. In einem Interview öffnet er sich auf unerwartete Weise, da berichtet Sawallisch, wie er geradezu besessen immer alles im Voraus zu planen versucht, wie sehr er das als Stärke, aber auch als lähmende Schwäche auffaßt. Disziplin und Zurückhaltung als wichtige Eckpfeiler seines Charakters: Es wird kaum verwundern, daß Sawallisch nicht müde wird, zu betonen, wie sehr ihm Japan ans Herz gewachsen ist, ein Land, in dem die Beherrschung des Gefühls Maxime ist, das die Disziplin zur Kultur erhoben hat.

„Kontrapunkt“ ist keine Biographie; die ist schon 1988 unter dem Titel „Im Interesse der Deutlichkeit“ erschienen. Hier liegt vielmehr eine Sammlung von Gedanken zu dem Gegenstand vor, von dem Sawallisch sagt, daß er ihn braucht, „um leben zu können“: Musik. Ausgangspunkt ist das große Abenteuer, zu dem sich Sawallisch noch mit siebzig Jahren aufgemacht hat: nach Amerika zu gehen, um Chef des Philadelphia Orchestra zu

werden. Manchen wird es erstaunen, in diesem Zusammenhang zu erfahren, wie wenig Probleme Sawallisch damit hat, „den Dirigenten – gerade von der Kleidung her – wie den Oberkellner in einem Restaurant als Teil eines Dienstleistungsbetriebes“ zu sehen. Man darf allerdings sicher sein, daß es ihm nicht einfallen würde, seine Kunst dem Entertainment zu opfern. Ein vorsichtiger und abwägender Mensch wie Sawallisch ist, das merkt man so gut wie jedem seiner Artikel an. Auch die Anfangskapitel über die „große Versuchung“, jetzt noch etwas Neues zu wagen, zeigen das. Unsicherheit auf der einen Seite, spannungsvolle Erwartung auf der anderen. Als Sicherheit im Gepäck immer die an der Praxis orientierte, gewaltige Erfahrung seiner Musikerkarriere.



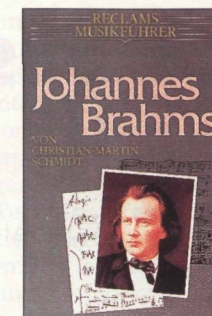
In vielen kleinen und kleinsten Abhandlungen, manchmal nurmehr zweiseitigen Skizzen, geht es um Standpunkte dieses Künstlers, der immer noch hochmotiviert in die Zukunft blickt. Viele Themen werden angerissen, ob es um das Entdecken von Talenten geht („häufig genug bestimmt König Zufall“), vernachlässigte Komponisten wie Joseph Haydn („Wie ein Genie würdigen?“) oder Paul Hindemith, Gedanken zur Programmgestaltung, über die Komplexität, ein Opernhaus zu führen, Lust und Unlust an zeitgenössischen Inszenierungen („Ich erwarte von einem Regisseur, daß er sich genauso in den Dienst der Sache stellt, wie wir Musiker das tun“), zeitgenössischen Kompositionen (die „Musik

unserer Zeit, hat sie die Chance, wirklich eine Rolle in unserem Leben zu spielen? Schwer vorstellbar!“). Viele Fragen werden gestellt, ob der Dirigent „Priester oder Entertainer“ sein soll, oder wie sich die Kultur „zwischen Sponsoring und Subvention“ entwickeln kann. Antworten allerdings werden nicht immer eindeutig gegeben. Sawallischs geringe Neigung zur Polarisierung ist sicher ein Grund dafür. Auch der neuralgische Punkt für einen Künstler, wie Sawallisch ihn sieht („Welche Rolle soll die Kunst in einer materialistisch ausgerichteten Welt spielen? Welchen Mut zur Freiheit reklamiert sie für sich angesichts größer werdender Restriktionen und ‚Zwänge‘?“), wird zwar formuliert, vor allem die „Sachzwänge“ werden in klarer Form ausgebreitet, aber eindeutig beantwortet, mit Konzepten zur Lösung der Probleme, werden auch diese Fragen nicht erschöpfend. Dabei verbietet es die Seriosität des Künstlers Sawallisch natürlich, irgendwelche Namen zu nennen. Auch im Kapitel über die Jahre in München („Ich glaube, ich habe die meisten Herausforderungen bewältigt“) wird man sie vergeblich suchen.

Das Äußerste an Scharfzüngigkeit etwa findet sich noch in bezug auf das Philadelphia Orchestra: „Das Orchester ist in den letzten Jahrzehnten, sicherlich aus gutem Grund, ein bißchen auf ‚let's go‘ ausgerichtet gewesen.“ Man darf vermuten, daß sich das ändern wird. „Kontrapunkt: Herausforderung Musik“ ist weder amüsante Plauderei noch pointierte Abrechnung. Es ist vielmehr ein nüchterner Spiegel einer künstlerischen Persönlichkeit, die sich mit ganzem Herzen der Musik verschrieben hat.

Joachim Salau

Wolfgang Sawallisch,
Kontrapunkt: Herausforderung Musik.
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
1993, 272 S., 16 Abb., DM 45,-



Brahms kompakt innerhalb von 356 Seiten: Hans Martin Schmidt gelingt es im jüngsten Musikführer aus dem Hause Reclam, der Persönlichkeit und dem Werk von Johannes Brahms Kontur zu verleihen, wobei er angesichts der Fülle des Œuvres zur Akzentuierung gezwungen ist: Wie bei Brahms kaum anders zu erwarten, bedeutet das eine Konzentration auf Sinfonik und Kammermusik. Das Nachsehen haben unter anderem die Chorwerke oder die Variationszyklen für Klavier, die der Autor nur cursorisch streift. Den Auftakt bildet eine kurze biographische Betrachtung, in der Schmidt die bürgerlichen „Sekundärtugenden“ des geborenen Hamburgers und seinen planmäßig betriebenen sozialen Aufstieg aus kleinsten Verhältnissen skizziert. Die von Brahms ganz und gar nicht planmäßig gesuchte Auseinandersetzung mit den „Neudeutschen“ um Liszt stellt er glücklicherweise nicht in den Mittelpunkt. Wie rote Fäden ziehen sich auch in den gattungsspezifischen Werkanalysen – zwei andere Motive durch das Buch: der Erwartungsdruck, unter dem der übermäßig selbstkritische Brahms spätestens seit Schumanns prophetischem Plädoyer („Neue Bahnen“) litt und die bemerkenswerte Systematik, mit der er seine kompositorische Sprache elaborierte und sich bis hin zur komplexen Gattung der Sinfonie vorarbeitete. Die seit Schönbergs Eintreten für „Brahms, den Fortschrittlichen“ in der For-

schung Platz greifende These von der Erneuerungskraft seiner lange (gerade von den „Neudeutschen“) als klassizistisch gescholtenen Musik wird an zentralen Beispielen belegt. Schmidt beherrscht das Kunststück, fernab der üblichen deskriptiven Musikführer-Lyrik musikalische Erscheinungen zu analysieren und sie exemplarisch auf essentielle Kompositionsprinzipien zurückzuführen. Besonders aufschlußreich ist sein grundlegender Exkurs über die motivische Variation („diastematische Modelle“) als Bauprinzip der Brahmschen Musik, der sich allerdings im Kapitel über die Kammermusik versteckt hält. Literaturhinweise, ein Werkverzeichnis samt Register und einführende Bemerkungen zur Brahms-Disco-graphie runden das Buch ab. Unklar bleibt allerdings die Zielgruppe des dicht und dennoch verständlich geschriebenen Musikführers: Schmidt hat ein Opus vorgelegt, dessen gedankliche Präzision den Fachmann beeindruckt, ihm aber in seinem zusammenfassenden, den Stand der Brahms-Forschung referierenden Charakter nichts Neues bietet. Der Laie wird hingegen kurz vor dem Konzertbesuch kaum einen Blick in die anspruchsvollen Analysen wagen, zumal sie in Gänze nur mit Partitur nachzuvollziehen sind. So bleiben nur die ambitionierten Brahms-Einsteiger übrig, also mehrheitlich die Studenten der Musikwissenschaft; die „geborene“ Zielgruppe des Autors, der als ordentlicher Professor an der Technischen Universität Berlin lehrt.

Gero Schließ

Hans Martin Schmidt, Reclams
Musikführer: Johannes Brahms.
Verlag Philip Reclam jun., Stuttgart
u.a. 1994, 356 S. mit 48 Notenbei-
spielen und 23 Abb., DM 44,80